Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 37 (1943)
Heft: (9): September-Sendung

Artikel: Das menschliche Tun für das Reich Gottes
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-138303

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das menſchliche Tun für das Reich Gottes.[1]

Wir ſind der Meinung, daß die Mitwirkung des Menſchen *weſensmäßig* zum Reiche Gottes gehört, ja, daß der Menſch im Brennpunkt allen Geſchehens ſteht, das auf ſein Kommen hinwirkt. Denn das Reich Gottes iſt das Reich des Menſchen. Es iſt nicht der Garten Eden; es iſt nicht das Reich der Natur, jedenfalls vorerſt nicht. Sofern die Natur erlöſungsbedürftig iſt, fängt auch ihre Erlöſung beim Menſchen an. Das iſt die gewaltige Schau der Bibel, daß die Natur in den Fall des Menſchen mithineingeriſſen worden iſt, und daß ſie darum ſehnlich wartet auf die Wiederherſtellung des herrlichſten aber auch unſeligſten unter allen ihren Geſchöpfen, weil dann auch für ſie ein neuer Tag heraufſteigt.

Aber dieſe Wiederherſtellung kann nicht ohne Mitwirkung des Menſchen geſchehen. Denn es iſt unmöglich, daß in dem Momente, in welchem der Menſch wiederhergeſtellt wird, das Größte an ihm vernichtet ſein ſoll: die Freiheit. Wenn das Gottesreich einfach über den Menſchen käme, ohne ſeinen Willen, ohne ſeine Tat, einfach von oben herab, ohne ſein Kämpfen, ohne ſein Leiden, ohne ſeine Freude, ohne ſeine Sehnſucht und ſein Suchen, dann wäre es nicht Erfüllung für den Menſchen ſondern in gewiſſem Sinn ſeine Vernichtung. Der Menſch würde dann aufhören, Perſon — im ſtärkſten Sinne dieſes Wortes — zu ſein. Das Reich Gottes würde ein Reich willenloſer Sklaven.

Das Reich Gottes will aber die Perſönlichkeit des Menſchen nicht aufheben, ſondern erfüllen. Das tiefſte Weſen des Menſchen aber, das, was ihn unterſcheidet von allen andern Geſchöpfen, iſt die Freiheit. Das Weſen der Natur iſt Geſetz. Die Sterne haben ihr Geſetz, die Tiere haben ihr Geſetz. Der Menſch aber muß nicht müſſen. Wenn er das Gute bejaht, tut er es wie ein König, oder — wie die Bibel ſagt — wie ein *Sohn* Gottes, nicht wie ein Sklave. *So* bejaht er auch das Reich Gottes, und nur dieſe *freie* Bejahung iſt des Reiches würdig.

Das Reich Gottes iſt das Ziel der Geſchichte, ja eigentlich der Sinn und die letzte Abſicht der Schöpfung. Dieſe Erkenntnis iſt aufgeleuchtet in der Bibel, in der das zum klaren *Wort* geworden iſt, was in der Wirklichkeit der Welt und im weitergehenden Schöpfungsprozeß des Lebens als ſtumme Sehnſucht uns entgegentritt. Was uns aus der Geſtalt des Lebens, aus dem Antlitz der Natur rätſelhaft entgegenſchaut, was uns aus dem wirren Lärm der Geſchichte qualvoll und unartikuliert entgegenſchreit, das iſt in der Bibel zur lichten Offenbarung geworden in dem Wort vom Reiche Gottes. Wer dieſes Wort vernommen hat, der verſteht die Natur *und* die Geſchichte. Dieſem in der Bibel — dort, wo ſie ſich ſelbſt ganz verſteht: in Chriſtus — in voll-

[1]) Vortrag, gehalten am religiös-ſozialen Ferienkurs in Obſtalden.

kommener Klarheit geſchauten Ziel muß alles dienen. Jedes Weſen hat ſeinen Sinn in der Ein- und Unterordnung unter dieſes Ziel.

Darum iſt es für uns Menſchen das dringlichſte, daß wir unſere Aufgabe gegenüber dieſem Ziel begreifen, ſo wie ſie ſich aus der Stellung des Menſchen innerhalb der Schöpfung ergibt. — Wenn wir dieſe Stellung unterſuchen, ſehen wir den Menſchen zunächſt mitten unter den andern Geſchöpfen, ihnen bei-, nicht übergeordnet. Alle ſind ſie aus Gottes Hand hervorgegangen und alle haben ſie ihr Ziel in ihm. Zunächſt iſt alſo kein Grund zur Ueberhebung für den Menſchen da.

Aber der Menſch darf das Beſondere ſeines Weſens auch nicht verkennen. Dieſes Beſondere in überheblichen Worten zum Ausdruck zu bringen, ihn „Krone der Schöpfung" zu nennen, haben wir vielleicht keine Luſt, wenn wir — gerade heute — auf die Werke des Menſchen blicken, eher möchte man die Tiere preiſen. Was für grundanſtändige, gute, geduldige Geſchöpfe ſind ſie! Man begreift nicht nur die indiſche Verehrung der Kuh, ſondern auch den bitteren Ausſpruch Pascals „je mehr ich die Menſchen kennen lerne, deſto lieber habe ich meinen Hund", und man begreift das Verhältnis des hl. Franziskus zu den Tieren und die begeiſterten, rührenden Worte des totkranken Bruders des Starez (in den „Brüdern Karamaſoff"): „Selige Vöglein, auch vor euch bin ich ſchuldig." Aber es handelt ſich bei dieſem Begreifen der Stellung des Menſchen gar nicht um die Konſtatierung eines Beſſerſeins, ſondern um die Erkenntnis der Beſonderheit ſeiner Aufgabe. Dieſe in ihrer Größe zu ſehen, daran darf uns allerdings keine Demut hindern. Es könnte leicht ſein, daß es keine Demut, ſondern Flucht vor der Aufgabe wäre. Wir ſind vor jeder Ueberhebung geſchützt, wenn wir begreifen, daß groß vom Menſchen denken, nie etwas anderes heißt als: ihm eine beſonders große Aufgabe zum großen Schöpfungsziel geben. Es iſt darum nicht nötig, daß wir um der Demut willen vom Menſchen wie von einer Ameiſe reden, ſondern wir dürfen in Ehrfurcht — ja in Furcht und Zittern — annehmen, was von ihm am Anfang der Bibel geſagt iſt: „Gott ſprach: laſſet uns Menſchen ſchaffen, nach unſerem Bilde".

Was iſt das, im Vergleich zu den andern Geſchöpfen, Neue am Menſchen? Wir wollen es einmal ſo ſagen: im Menſchen hat die Schöpfung Gottes ihr Auge aufgeſchlagen. Für das Tier iſt kein Himmel da und kein Sonnenglanz, keine Farbe und keine Form. Das mag als eine anmaßende und vorwitzige Behauptung erſcheinen, wenn wir etwa den großen Jubel erleben, mit dem die Vögel an jedem Morgen den neuen Tag begrüßen. Aber es hat keinen Sinn, ſich den Unterſchied gegenüber dem bewußten Schauen des Menſchen zu verbergen. Ja, es iſt in jenem Lied der Vögel der Jubel des Lebens, ſo wie er auch in der Farbe der Blume oder im Silberglanz des Waſſers da iſt. Er iſt da — aber ohne ſich ſelbſt zu verſtehen. Er iſt ſtumm, trotz aller ſchmetternden Töne, weil er noch nicht *Wort* iſt. Im Menſchen aber

kommt es zu dieſem Sich-ſelbſt-Verſtehen der Schöpfung, denn er iſt mit dieſem völlig Neuen begabt, mit der Fähigkeit des Erkennens und Anſchauens. Nun iſt ein Weſen da, das ein Auge hat für Schönheit, für das Sinnvolle, für Größe. Gott hat dieſem Weſen, das er in eine tieriſche Körperhülle gekleidet hat, das Auge geöffnet; er hat ſeine Seele aus der Dumpfheit erlöſt, ſo daß er ſtaunend, bewundernd, ehrfürchtig, anbetend vor der Schöpfung ſteht.

Adam gibt jedem Geſchöpf ſeinen Namen. Das iſt die königliche Funktion des Erkennens, jenes Erkennens, das im Wort zur vollendeten Klarheit und Bewußtheit kommt. Nun wird jedes Ding nicht nur wahrgenommen, ſondern wirklich geſehen, erkannt, begriffen. Erkennen im vollſten Sinn aber iſt Lieben, denn es iſt nicht nur eine intellektuelle Funktion, ſondern es iſt ein Begreifen und Erfaſſen mit dem ganzen Weſen; ein Ding erkennen heißt es anerkennen, es in ſeinem Weſen bejahen, ſich daran freuen. Das iſt die Gottähnlichkeit des Menſchen, nicht ſeine eigene Herrlichkeit, ſondern dieſe Fähigkeit, die Herrlichkeit der Schöpfung in all ihren Geſtalten zu ſchauen, liebend zu bejahen. Denn all dieſe Geſchöpfe ſind es wert, geliebt zu werden, ſie gehören zur Welt Gottes.

Wahrhaftes Erkennen iſt *die* große Aufgabe des Menſchen. Wo der Menſch die Schöpfung und alle Kreatur wirklich ſchaut, da beginnt das Reich Gottes. In nichts tritt der Fall des Menſchen ſo furchtbar zutage wie im Verluſt jener Fähigkeit. Wenn das ſchauende, liebend bejahende Verhältnis zu den Geſchöpfen in Zerfall gerät, wenn ſtatt deſſen der Menſch hin- und herſchwankt zwiſchen Teilnahmsloſigkeit und unerſättlichem Begehren, dann hat er ſein Menſchentum eingebüßt.

Auch die Wiſſenſchaft, der Wiſſenstrieb iſt noch ein Abglanz jenes göttlichen Auftrags, manchmal allerdings nur noch wie eine Karikatur, dienend zur Ausfüllung der Leere des Menſchen, ohne die tiefe Freude, ohne letzte Ehrfurcht, ohne den Blick auf den Zuſammenhang des göttlichen Reiches, zu dem all dieſe regiſtrierten und analyſierten Dinge gehören.

Neben das Erkennen tritt der andere Auftrag an den Menſchen: Machet euch die Erde untertan! Iſt damit gemeint, daß der Menſch gegenüber der Tier- und Dingwelt einen ſchrankenloſen und ehrfurchtsloſen Imperialismus betätigen ſoll? Nein, nur ſofern der Menſch auf Gottes Seite ſteht, ſollen ihm die Geſchöpfe und Dinge untertan ſein, alſo eigentlich nicht ihm, ſondern dem, dem auch er untertan iſt. Dieſes Untertanſein beſteht aber darin, daß alle Kreatur eingeordnet ſein ſoll in den Zuſammenhang des Dienens, in die große Ordnung der Solidarität, des Lebens, Arbeitens, Leidens und Sterbens *füreinander*. Die Geſchöpfe ſollen nicht nebeneinander exiſtieren, ſondern *für*einander leben. Nur ſo iſt ihre Exiſtenz ſinnvoll und verdient den Namen des Lebens.

Noch einmal weiſen wir hin auf das großartigſte Angebinde, das der Menſch erhalten hat: die *Freiheit*. Auch jenes Erkennen, jenes begierdeloſe Anſchauen ruht auf der Freiheit, dem Freiſein von ſich ſelbſt. Aber es handelt ſich noch um etwas viel Gewaltigeres: die Freiheit gegenüber Gott. Gott will keine Sklaven zu ſeinem Dienſt, ſondern Freie, Söhne Gottes — ſo ſagt es die Bibel. Nur auf dieſer Freiheit will Gott ſein Reich aufbauen, darum kann das Reich Gottes nicht kommen, ohne das Wollen und Tun des Menſchen.

Wohl iſt das Grundlegende in der Haltung des Menſchen zum Reiche Gottes etwas Innerliches: Hunger und Sehnſucht nach der Gerechtigkeit, Zuverſicht und freudige Bejahung, das, was die Bibel mit dem einen Wort „*Glauben*" bezeichnet. Aber dazu muß nun auch das *Tun* des Menſchen kommen. Hier erhebt aber der Peſſimismus ſeinen lähmenden Einwand. Wenn auf den Fall des Menſchen hingewieſen wird, dann iſt das noch nicht Peſſimismus, ſondern einfach Realismus. Es iſt wahr, daß der Menſch die Gabe der Freiheit nicht zu ertragen vermochte, daß er ſie nicht gebrauchte, um Gott in Freiheit zu bejahen, ſondern um ihn zu verneinen; es iſt wahr, daß damit die große Kataſtrophe über alles Menſchenweſen kam, ja daß ſie ſich zur kosmiſchen Kataſtrophe ausgewachſen hat: die Natur wird in den Fall des Menſchen mit hineingeriſſen; auch der Garten Eden geht verloren. Aus dieſen realiſtiſchen Feſtſtellungen eine nicht nur lähmende, ſondern geradezu feſſelnde Theorie zu machen, das iſt Peſſimismus. Das iſt etwas, was die Bibel nicht tut. Sie ſieht wohl das Elend und die Todesmacht, in die der Menſch und die Welt durch den Fall des Menſchen hineingeraten iſt, aber ſie hört nicht auf, den Menſchen anzuſprechen, um ihn zu ringen. Ja, es iſt die zentrale Verkündigung der Bibel, ihr ganzer Sinn, daß Gott den Menſchen nicht aufgegeben hat. Alle ihre Verheißungen, aber auch alle ihre Forderungen ſind an den völlig realiſtiſch geſehenen, nicht idealiſierten Menſchen gerichtet. Auf ſein Glauben, aber auch auf ſein Tun wird in keiner Weiſe verzichtet. Der Menſch bleibt nach wie vor der Angelpunkt der Erlöſung; die ſeufzende Welt wartet auf das Hervortreten der Söhne Gottes.

Die Frage, was der Menſch könne und was er nicht könne, zum voraus lange theoretiſch zu erörtern, das hat etwas außerordentlich Mißliches an ſich. Wer vor einem Gebirge ſteht, deſſen Ueberſchreiten unumgänglich notwendig iſt, darf ſich nicht lange bei Erwägungen aufhalten, bis wohin wohl ſeine Kräfte reichen werden; er muß den Weg unter die Füße nehmen. Es iſt möglich, daß er erſchöpft zuſammenbricht, aber es iſt auch möglich, daß ihm Kräfte geſchenkt werden, die er nicht in ſich geahnt hat. Beim geiſtigen Kämpfen und Streben iſt das immer der Fall, ja, hier iſt ein Wunder verheißen, für das kein Vergleich aus dem phyſiſchen Erleben möglich iſt: das Entgegenkommen der Gnade. Aber nur dem Wandernden und Steigenden wird die Gnade von oben her begegnen. In dem an Pſalm 8 ſich anſchlie-

ßenden Hugenottenliede ist das biblische Denken über den Menschen wunderbar ausgesprochen:

Was ist der Mensch, daß du, Herr, sein gedenkest,
des Menschen Kind, daß du ihm Gnade schenkest!
Ich sinke hin, wenn ich die Huld betracht',
durch die du ihn so herrlich hast gemacht.

Du wolltest ihn zum Könige erheben,
ihm deine Welt zu seinem Dienste geben,
ja alles, was der Erdkreis in sich faßt,
du, Mächtigster, ihm unterworfen hast.

Was ist Mitarbeit am Reiche Gottes?

Die Menschen sind fast ausnahmslos eingespannt in irgendein Tagewerk, in irgendeinen Zusammenhang wirtschaftlicher oder kultureller Arbeit. Viele sind bedrückt von dem Gefühl, daß ihre Arbeit, die ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt, ja sie oft fast verzehrt, nicht in einem sichtbaren und deutlichen Zusammenhang mit dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit steht. Es gibt einen Fluch der Entseelung und Entmenschlichung, der auf vieler Arbeit liegt. Aber ist nicht schon etwas von Erlösung da in dem Glauben, daß das Reich Gottes *alle* Gebiete des Lebens umfaßt und einschließt, nicht nur die geistige, nicht nur die im engeren Sinne soziale und charitative Arbeit, sondern auch die nüchternste wirtschaftliche Betätigung in der Produktion oder im Handel? Der Zusammenhang mit dem Reiche Gottes wird da allerdings oft nur „im Glauben" herzustellen sein, aber wir wollen nicht zurückfallen in jene Einteilung des Lebens in geheiligte und weniger geheiligte Zonen. Das ist das Reich-Gottes-artige, das die Reformatoren verstanden haben, daß die Trennung einer geistlichen von einer weltlichen Sphäre in bezug auf die Arbeit aufgehoben werden muß. Die Magd am Herd und der Knecht hinter dem Pflug wird mit seinem Tun neben, wenn nicht über, den die geistlichen Werke vollziehenden Priester gestellt. Diese Erkenntnis muß von uns noch viel radikaler begriffen werden, wenn wir das Reich Gottes in seiner alle Realität erfassenden und erlösenden Kraft begriffen haben.

Es ist sicher verständlich, wenn Menschen das Eingespanntsein in Betriebe, die völlig vom Profit beherrscht zu sein scheinen, oft schwer ertragen und mit Neid auf Tätigkeiten schauen, in denen der Charakter des Dienstes am Bruder direkter verwirklicht zu sein scheint. Aber wir möchten doch diese Menschen irgendwie trösten. Wenn der Zusammenhang meiner Arbeit mit der Sache Gottes schwerer herzustellen ist in meinen Gedanken, wenn es mehr innere Arbeit, ja Kampf kostet, wenn sogar Protest und Risiko gewagt werden muß, dann kann man gerade in einer solchen Stellung mit ihrer stündlich geforderten Wachsamkeit der Sache Gottes näher sein als in einer schon an sich

ſozialen oder geiſtigen Arbeit, bei der die Gefahr der Entſeelung und Mechaniſierung gerade dann beſonders groß iſt, wenn ſie ſich allzu ſicher davor glaubt — und dann wird ſie in eine ſchlimmere Unwahrheit als die nüchternſte Erwerbsarbeit. Gibt es etwas Schlimmeres als einen routinierten Pfarrer, als eine entſeelte Schule, als eine mechaniſierte Fürſorge? Beſteht nicht viel mehr Hoffnung für einen wirklichen Commis voyageur als für einen Commis voyageur du bon Dieu? Iſt nicht der ſamaritaniſche Commis voyageur dem Reiche Gottes näher geweſen als der Prieſter, der über ſeinem übergeiſtlichen Weſen die Menſchlichkeit vergaß? In der Sachlichkeit, in der ehrlichen Realität iſt immer noch eine Verheißung. Dem Realen, wenn es noch ſo nüchtern und realiſtiſch und unromantiſch iſt, weicht das Reich Gottes nie aus, im Gegenteil, gerade das will es erlöſen, aber irreale Dinge, unwahre Geiſtigkeiten ſind für das Reich Gottes ein Nichts, an dem es vorübergeht. Wer in der realen Arbeit drinſteht, der ſteht in einem Lebenszuſammenhang drin, über dem die ganze Verheißung der erlöſenden Kraft des Reiches ſteht.

Neben die Arbeit hat aber etwas anderes zu treten: *die Tat.* Auch dazu iſt der ſündige Menſch fähig. Es geſchieht, daß aus einem ſchwachen, ja aus einem befleckten und belaſteten Menſchen die Tat rein und groß hervorbricht. Es iſt das Törichteſte und Tödlichſte, was man tun kann, wenn man die Tat im allgemeinen und im einzelnen Fall nicht gelten läßt und herabſetzt, indem man irgendwelche, beim Menſchen immer mitſchwingende, Nebenmotive hervorzerrt. Sicher iſt die Tat um ſo wirkſamer, je reiner ſie iſt, aber wenn ſie irgendwo mutig durchbricht, dann ſollen wir ſie nicht durch unſern ſkeptiſchen Phariſäismus lähmen, ſondern durch unſern Glauben in ihrem beſten und reinſten Wollen ſtärken. Sicher kann das Gefühl über uns kommen, daß wir unwürdig ſind, die Tat zu tun, daß wir in den Winkel der Buße gehören und nicht auf den öffentlichen Platz der Tat. Aber wir ſollen auch nicht im Streben nach Heiligung der Unfruchtbarkeit verfallen, nach dem Goethe'ſchen Vers: „Wir waſchen, und rein ſind wir ganz und gar, aber auch ewig unfruchtbar." Uebrigens wird in der Regel Tat und Heiligung Hand in Hand gehen. Es gibt da kein Nacheinander: zuerſt ſich läutern von allen Schlacken und dann die Tat. Wer in den Kampf eintritt, von dem wird viel Kleines und Unlauteres abfallen. Nicht an der Senſe, mit der gemäht wird, ſetzt ſich der Roſt an. Wer eine Tat tut, und es wäre noch etwas von menſchlicher Selbſtgefälligkeit und Hochmut dabei, er kann beruhigt ſein — für ſeine Demütigung iſt geſorgt. Selbſtquäleriſche Läuterungsprozeduren werden kaum mehr nötig ſein, auch keine öffentlichen Sündenbekenntniſſe zur Selbſtdemütigung. Denn er wird kaum gefeiert werden um ſeiner Tat willen, ſondern er wird froh ſein müſſen, wenn er nur wegen ſeiner Dummheit belächelt und nicht auch noch wegen verbrecheriſcher Geſinnung verabſcheut und gehaßt wird.

Wir haben damit erſt über gewiſſe mit der Tat verbundene Verumſtändungen geredet. Was aber iſt das Weſen der Tat? Es iſt ein Hervorbrechen und Durchbrechen der Tiefe durch die Oberfläche, des Lebens durch die Erſtarrung, des Urſprünglichen durch die tote Gewohnheit. Solche Durchbrüche ſind ſowohl in der perſönlichen als auch in der geſellſchaftlichen Sphäre immer wieder nötig. In ſolchem Geſchehen allein bricht wirkliches Leben hervor; Generationen können ſich erquicken an den Lebensſtrömen, die von Taten Einzelner ausgehen.

Es klingt paradox, wenn wir ſagen, daß die häufigſte Form der Tat das *Wort* iſt. Es iſt aber nicht paradox, wenn wir den Begriff des Wortes weſentlich und ernſt verſtehen. Das Wort, das gemeint iſt, iſt nicht Geſchwätz und Geplauder, ſondern das heilige Inſtrument der Wahrheit. Es iſt Licht, das das Dunkel erhellt. Es lagern ſich Nebel der Lüge über dem Leben. Heil dem, der ſie durch ſein Wort zu durchbrechen vermag! Das kann an öffentlichem Ort und es kann in der Stille geſchehen. Nicht bloß das Podium der Oeffentlichkeit iſt der Ort, wo die Tat des Wortes geſchieht. Es kann auch — wie etwa in Gotthelf'ſchen Erzählungen — im Kabisplätz oder hinter den Vorhängen des Ehebettes geſprochen werden; es kann ſich in den profanen Spalten der Zeitung finden ſo gut wie auf der Kanzel; es kann ein Buch füllen, es kann aber auch aus einem Wort mit zwei oder mit vier Buchſtaben beſtehen und Ja heißen oder Nein. Und es iſt dennoch immer eine wirkliche Tat mit ihrer ganzen bewegenden Kraft.

Die Theologen hätten eigentlich recht gehabt, wenn ſie die Verkündigung des Wortes in den Mittelpunkt ſtellten. Wenn ſie ſich nur den Beſitz des Wortes nicht gar ſo leicht vorgeſtellt hätten, indem ſie glaubten, es zwiſchen zwei Buchdeckel eingeſchloſſen zu beſitzen. Wenn ſie wirklich das *Wort* gehabt hätten überall in der Welt, wenn ſie nicht geſchwiegen — und wenn ſie nicht geſchwatzt hätten, um die Welt über ihr Schweigen zu täuſchen —, dann hätte es weniger Finſternis gegeben in der Welt, mehr Gottesglanz hätte ſich über ihr ausgebreitet, ja — wir wagen kühnlich auch dieſes ganz Konkrete zu nennen — es wären Millionen von Menſchenleben nicht der Vernichtung anheimgefallen.

Die Tat kann aber ſelbſtverſtändlich auch noch andere Formen haben als die des Wortes. Es kann eine Haltung ſein, ein Zeugnis und Bekenntnis nicht in Worten, ſondern in einer ſymboliſchen Handlungsweiſe. Es kann eine Tat des Mutes ſein, moraliſchen und körperlichen Mutes, es kann eine Tat der Hilfe ſein, eine Tat des Opfers, des Opfers an Geld oder des oft noch ſchwereren Opfers an Popularität und Beliebtheit. Solche Taten geſchehen viele im Verborgenen, und ſie ſind nicht die geringſten im Reiche Gottes, auch wenn es ſich nur um das Scherflein der Witwe handelt. Es kann auch eine Tat der Treue ſein. Zu denen zu ſtehen, welche um ihrer Tat willen in Anfechtung und Verfolgung geraten ſind, das iſt auch eine Tat. „Wer einen Pro-

pheten auch nur mit einem Becher kalten Waſſers erquickt" — der hat auch eine Tat getan. Vielleicht beſteht dieſer Becher kalten Waſſers in einem geſchriebenen Brief, oder in einem Wort des Zu-ihm-Stehens gegenüber der feindſeligen und verſtändnisloſen Welt. Das ſind beſcheidene Dinge, und doch — wenn wir etwas mehr von dieſen beſcheidenen Dingen hätten, würde der Kampf um Gottes Reich ſieghaft zu werden beginnen.

Wir haben von der Arbeit und von der Tat geredet, und zwar mit Zurückhaltung, denn das Reden über das Tun hat immer etwas Mißliches an ſich, ganz abgeſehen von der Würdigkeit deſſen, der da reden muß. Es iſt vielleicht nötig, noch etwas von dem zu ſagen, was leicht mit der Tat verwechſelt werden kann; wir meinen das, was man das „*Machen*" nennt. Es handelt ſich dabei um ein Tun, das wohl auch das Gewohnte durchbricht, aber nicht einem tiefen inneren Müſſen entſpringt. Dieſe Verſuchung iſt vor allem für die da, die ſich aus dem Gewohnten und Erſtarrten herausſehnen. Sie können nicht warten, bis die Dinge reif ſind: dann tun ſie etwas, das eine Tat ſein ſoll, meiſt irgendwelche Vorbilder nachahmend. Aber alle Nachahmung iſt ein Machen; nachgeahmtes Tun iſt nicht ganz echt, nicht ganz wahr, und wird darum bald außer Atem geraten. Dieſe Originalität, die nicht original iſt, nach der gehaſcht wird — das iſt ein gefährlich unwahrhaftiges Weſen. Lieber im Gewohnten verharren und gar nicht hervorſtechen als auf dieſe Art. Um das Hervorſtechen handelt es ſich am allerwenigſten; wer das Reich Gottes ſucht, wird gerade dieſe Verſuchung am meiſten ſcheuen. Wenn wir wir ſelbſt wären, wären wir immer irgendwie original und für die andern erquickend, ſogar mit unſern Fehlern. Ueber der Echtheit und Aufrichtigkeit iſt immer etwas von der beglückenden und befreienden Art des Reiches Gottes.

Aus dem Geiſt der unbedingten Wahrhaftigkeit heraus müſſen wir auch an das herantreten, was mit dem Wort *Nachfolge*, Nachfolge Chriſti, gemeint iſt. Dieſer Begriff hat für uns zuerſt immer etwas, das uns ſchwer bedrückt. Denn er bringt uns unſere ganze Schwachheit, unſern Egoismus, unſere Gebundenheit an viele Dinge und viele Gewohnheiten zum Bewußtſein. Dieſer Begriff ſtammt aus einer heroiſchen Auffaſſung des Lebens und des Chriſtentums, und wir ſpüren vor ihm das ganz und gar Unheldenhafte unſeres Weſens.

Aber dürfen wir nicht gerade zuallererſt etwas von dieſer drückenden Laſt von den Seelen nehmen? Dürfen wir nicht darauf hinweiſen, daß Jeſus Chriſtus zuerſt gar nicht als der Belaſtende, als der Finſtere auf die Menſchen gewirkt hat? Hat nicht vielmehr der Dichter ihn recht geſchaut, der ſagt: „Weicht ihr Trauergeiſter, denn mein Freudenmeiſter, Jeſus, tritt herein"? Hat er denn den Mühſeligen und Beladenen zuſätzliche Laſten auferlegt oder hat er ihnen nicht vielmehr Entlaſtung verheißen? Iſt es nicht *ſein* Wort: „Mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht"? Es muß ihn eine Luſt unendlicher Freiheit um-

weht haben! Es waren Tränen erlöſter Freude, die zu ſeinen Füßen geweint wurden von belaſteten Gewiſſen. In Erſtarrten und Verhärteten hat ſich in ſeiner Nähe etwas gelöſt. Nicht wie die Phariſäer und Schriftgelehrten hat er auf die Menſchen gewirkt.

Dennoch, wenn wir das Wort Nachfolge Chriſti ausſprechen, taucht vor uns ein Ideal auf, das uns beunruhigt; man kann es wohl am zutreffendſten das Ideal der *Heiligkeit* nennen. Ein katholiſches Ideal. Aber dieſes Stichwort „katholiſch" bedeutet doch wohl für uns nicht einfach ein unbeſehenes Erledigtſein dieſer Sache. Wir können an Erſcheinungen wie dem hl. Franziskus doch nicht einfach achtlos und kopfſchüttelnd vorübergehen, indem wir ihn in eine, uns nichts angehende katholiſche Kategorie einreihen. Die mönchiſchen Ideale der Armut und der Jungfräulichkeit ſchauen uns trotz der Reformation noch irgendwie ernſt und beunruhigend an. Wir ſind unſerer ſelbſt nicht ſo abſolut ſicher, wenn wir ſie beiſeite ſchieben, wir wagen auch nicht zu behaupten, daß überhaupt nichts Bibliſches, nichts Neuteſtamentliches in ihnen verborgen ſei. Die Auseinanderſetzung mit der asketiſchen Frömmigkeit ſoll uns nicht einfach leicht fallen. Es könnte ſonſt eine furchtbare Verflachung und Verbürgerlichung eintreten, und die Menſchen würden ſich des Eindrucks nicht ganz erwehren könne, daß die Ideale des Proteſtantismus billiger ſeien als die des Katholizismus, daß ſie auf eine jedermann mögliche Durchſchnittsmoral reduziert ſeien, während im Katholizismus heroiſche Ziele wenigſtens aufgerichtet blieben.

Was die mönchiſchen Verneinungen anbelangt, die Verneinung des Beſitzes und der Sexualität, können wir nicht verkennen, daß die Gebiete, die ſie berühren, bis zur Dämonie gefährliche und nicht ſelten bis zur Bedrohung des Lebens kranke Gebiete des heutigen menſchlichen Daſeins ſind. Im Mammonismus liegt doch unleugbar konzentrierteſte Weltlichkeit, Ungerechtigkeit und Unbrüderlichkeit vor. Darum iſt der Gedanke, dem Mammonismus durch die Forderung der freiwilligen *Armut* radikal auf den Leib zu rücken, nicht einfach von der Hand zu weiſen; beſonders auch weil das Neue Teſtament an verſchiedenen Stellen unmißverſtändlich in dieſe Richtung weiſt. Wir erinnern an das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, an das zu dem reichen Jüngling geſprochene Wort: „Eines fehlt dir noch: gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gib es den Armen", und im Zuſammenhang damit das Wort: „Es wird eher ein Kamel durch ein Nadelör gehen, als daß ein Reicher ins Gottesreich eingeht."

Das andere asketiſche Ideal mag uns, beſonders als Forderung der Eheloſigkeit, fremder erſcheinen, und doch können wir auch nicht die tiefe und tragiſche Problematik überſehen, die Problematik des Sexuellen in- und außerhalb der Ehe. Auch wenn wir die Auffaſſung für falſch halten, die aus der Sexualität Sünde, ja ſogar *die* Sünde macht, Sünde, die mit Leiden und Tod gebüßt werden muß, auch wenn

wir anders über dieſes Lebensgebiet denken als die katholiſchen Asketen, als die buddiſtiſchen Weiſen Indiens, anders als Schopenhauer, ſo ſehen und erleben wir doch oft und deutlich genug, daß dieſes Lebensgebiet weithin von Dämonen beſetzt und verwüſtet iſt, — ſo ſehr, daß es nicht mehr Steigerung und Erhöhung des Lebens, ſondern Lähmung, Freudloſigkeit, Verblühen, Verwelken, ja wirklichen Tod bedeutet. Wir ſehen, wie viel Gier, wie viel Entwürdigung und Entheiligung des Menſchen, wie viel Furchtbares bis zum Verbrecheriſchen damit verbunden iſt; wir nehmen den Todesgeruch wahr, der davon ausgeht.

Wir können ſicher an all das nicht denken, ohne ſehnſüchtig nach Erlöſung und Befreiung auszuſchauen. Wir möchten um keinen Preis die innere Unruhe dämpfen in bezug auf dieſe Dinge. Sie haben es wahrhaftig nötig, durch die Kräfte und Ordnungen des Reiches Gottes geheiligt zu werden. Darum ſoll das Kritiſche, das wir zum asketiſchen Ideal ſagen, nicht als Beſchwichtigung der innern Beunruhigung verſtanden werden.

Was wir aber doch deutlich ſagen müſſen iſt dies: wir glauben nicht an das Ideal der Heiligkeit im katholiſchen Sinn. Es entſpricht nach unſerer Ueberzeugung auch nicht dem, was uns von Chriſtus her in der Bibel entgegentritt. Was dort verkündigt wird, iſt nicht der Heilige, ſondern der dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit Geweihte und dadurch — dadurch allein — auch Geheiligte. Der Weg, den Chriſtus uns weiſt, iſt auch in bezug auf unſer ſittliches Ringen der der großen Regel: Trachtet zuerſt nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles — auch die rechte Heiligung — zufallen. Wenn aber der Menſch darnach ſtrebt, ein Heiliger zu werden, wird es tragiſch enden: in Verzweiflung, oder — was noch viel trauriger iſt — in Heuchelei. Durch das bloße heroiſche Nein iſt nämlich eine Naturkraft wie die Sexualität nicht zu überwinden. Sie wird ſich gerade dieſem Nein gegenüber in dämoniſchen und widerwärtigen Verſuchungen immer wieder erheben. Das iſt die tragiſche Erfahrung der Asketen. Es müſſen andere Kräfte zu Hilfe kommen, Kräfte des Reiches Gottes. Vom Reiche Gottes geht vor allem *ein* Gedanke mit großer heiligender Kraft aus: die Ehrfurcht vor dem Menſchen, auch gerade auch vor dem des andern Geſchlechtes, das tiefe Gefühl der Unantaſtbarkeit des andern, die Ehrfurcht vor dem werdenden Leben, die Ehrfurcht vor dem Kind, und ſchließlich auch die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt. Das wird eine große und direkte Hilfe ſein. Und die ebenſo wichtige indirekte Hilfe wird darin beſtehen, daß durch den Kampf für das Reich und ſeine Gerechtigkeit unſer Weſen tief ausgefüllt iſt, ſo daß wir nicht mehr die gefährliche Leere in uns herumtragen, welche die Dämonen ſo ſehr herbeilockt, daß wir Freude und Begeiſterung und Teilnahme an dem Schickſal, Leiden und Kämpfen unſerer Brüder und Schweſtern, mit einem Wort *Leben* in uns tra-

gen und darum uns nicht in Gier ſtürzen müſſen auf das, was Leben vortäuſcht und nachher den Todesgeſchmack auf unſere Lippen bringt.

Die andere Frage iſt die, ob freiwillige Armut zur Nachfolge Chriſti gehört. Wir werden auch darauf nur mit Andeutungen antworten können. Wenn es ſich darum handelt, ſich durch die Armut Heiligkeit zu erwerben, dann halten wir auch dieſes Ideal für eine tragiſche Utopie. Irgendwie müſſen wir leben, das heißt aber, daß wir irgendwelcher Subſiſtenzmittel bedürfen, die wir auf irgendeine Weiſe und von irgend einer Seite empfangen. Ueber die Tatſache, daß wir und unſere Kinder das tägliche Brot bedürfen, iſt Chriſtus nicht hinweggegangen. Aber über all dieſen Ueberlegungen ſteht als entſcheidende Wahrheit: die Bruderſchaft und die Gerechtigkeit des Reiches Gottes. Nicht um der Heiligkeit des Einzelnen willen, ſondern um der Bruderſchaft willen müſſen die Gegenſätze von Reich und Arm zum Verſchwinden kommen. Das muß uns völlig ernſt ſein. Irgendwelches Feſthalten an materiellen Vorteilen und Privilegien iſt unvereinbar mit der Haltung eines Chriſten. Keine Angſt vor Opfern darf uns abhalten vor der Bejahung radikalſter Aenderungen und völlig neuer Ordnungen. Und wiederum handelt es ſich nicht nur um das leere Nein, um ein rein negatives Geſetz, ſondern um das Allerpoſitivſte, die Freude der Bruderſchaft und der Gerechtigkeit. Denn erſt in einer gerechten und brüderlichen Welt werden die Menſchen ſich an den Gütern des Lebens wirklich freuen. In dieſer Welt des privaten, ungerecht verteilten Beſitzes gilt es im ſtrengſten Sinn: „Niemand *lebt* davon, daß er viele Güter hat.“ Das iſt kein Leben. Die egoiſtiſch beſeſſenen und egoiſtiſch genoſſenen Reichtümer verarmen immer wieder in den Händen ihrer Beſitzer, durch ein ihnen innewohnendes geheimnisvolles Geſetz; anſtatt die Seele zu ſättigen, veröden und verhärten ſie ſie, rauben ihr die Fähigkeit für die feinſten menſchlichen Empfindungen. Wer Reichtümer beſitzt, muß um dieſe Gefahren wiſſen und ſchon jetzt Wege ſuchen, ſie zu überwinden. Aber wir wollen keine Geſetzlichkeit aufrichten, wir wollen nicht ein chriſtliches Maximum von Beſitz feſtſetzen und von da aus zu richten beginnen. Es gilt hier die Freiheit und die Liebe, die den Menſchen von innen her treibt. „Ama et fac, quod vis“, „liebe und dann mach, was du willſt“. Das gilt auch für die Stellung zu unſerem Beſitz, aber hüten wir uns, daß wir das „Ama“ ganz ernſt nehmen.[1])

Wir haben das Heiligkeitsideal mit ſeiner Gefahr der Utopie und des Phariſäismus abgelehnt. Aber etwas anderes iſt das, was die Bibel *Heiligung* nennt. Wenn man darüber redet, wird man unwillkürlich

---

[1]) Ich möchte hier dringlich hinweiſen auf den 1927 gehaltenen und erſchienenen Vortrag von *Leonhard Ragaz:* „Unſere Lebensführung im Dienſte des Reiches Gottes.“ Darin ſind all dieſe Fragen in ergreifender Eindringlichkeit und doch mit größter Freiheit, ohne jede Geſetzlichkeit, behandelt.

auf das zu ſprechen kommen, was zum innerſten Kampf um die Heiligung gehört: vom *Gebet*. Wir wollen darüber nur das ſagen, was in beſonderer Weiſe in unſern Zuſammenhang und in unſere Situation hineingehört.

Das Gebetsleben Vieler iſt in eine Kriſis hineingekommen: Sie hat verſchiedenartige Urſachen. Man könnte von der Religion reden, welche den Menſchen das Gebet verleidet hat, indem ſie es aus einem Dürfen zu einem Müſſen machte. Sie hat den Eindruck erweckt, als ob Gott es ſei, der das Gebet verlange, anſtatt daß ſie den Menſchen ſagte, was für eine Fülle von Klarheit und Befreiung der Seele ſich in ihr Leben ergöſſe, wenn ſie immer wieder Gottes Angeſicht ſuchten.

Aber beſonders ſtark hängt mit unſerer Reichsgottes-Sache die andere Form der Gebetskriſis zuſammen. Das individualiſtiſch-egoiſtiſche Gebet erſcheint vielen Menſchen immer unmöglicher. Warum ſollte Gott mich und mein Leben behüten, während Tauſend fallen zu meiner Seite und Zehntauſend zu meiner Rechten (Pſalm 91). Die individualiſtiſche Frömmigkeit und das egoiſtiſche Gebet müſſen bei den ernſteſten und nachdenklichſten Menſchen ſchließlich zu einer Kriſis des Gottvertrauens und damit des Gebetes führen. Wir glauben, daß es Gott ſelbſt iſt, der dieſe Kriſis hervorruft. Gott entzieht ſich unſerem egoiſtiſchen Begehren, wenn wir das Reich nicht wollen. Ich verliere den Glauben, daß die Haare meines Hauptes alle gezählt ſind, wenn ich nicht *den* Glauben habe, daß Gottes Ziel ein Reich iſt, in dem auch der letzte und geringſte meiner Brüder nach Leib und Seele geborgen ſein wird. Immer ſtärker fühle ich, daß das göttliche Ja, das über mir ſteht, und an das ich mich klammern möchte im Leben und im Sterben, nur darum wahr iſt, weil es ein über *aller* Kreatur ſtehendes göttliches Ja gibt. Es gibt keine andere Verankerung des Gottvertrauens mehr als die im Glauben an das Reich. Der Glaube, daß es für mich oder für irgendeinen Menſchen, den ich liebe, einen göttlichen Segen, eine perſönliche göttliche Fürſorge gebe, wird von den ſtärkſten Zweifeln befallen, wenn ich nicht den göttlichen Willen zum Segnen und Bewahren über allen Menſchen ſehe, und mich auch mit aller Kraft in den Dienſt dieſes ſegnenden und rettenden Tuns Gottes ſtelle. Ohne Glauben an das Reich und ohne Trachten nach dem Reich muß das perſönliche Gottvertrauen ſterben. Die Ehrlichen und Nüchternen werden in tapferer Reſignation darauf verzichten, bei den vielen Schwachen aber wird ſich das Gottvertrauen gegen das deutliche Gefühl ſeiner Unmöglichkeit auf irgendeine illegitime Weiſe behaupten, ſo wie ſich ſchließlich ja auch der Aberglaube gegen alle Vernunft immer wieder behauptet. Man kann ſich fragen, ob es beſſer wäre, den Menſchen dieſe Krücken zu zerſchlagen, ihnen dieſe letzten fragwürdigen Reſte von Gottvertrauen zu zerſtören, oder ob man es ihnen laſſen ſoll, bis es durch die Fülle wirklichen, im tiefſten Sinne legitimen Gottvertrauens überboten wird, wie es über dem Men-

ſchen aufglänzen muß, der nach dem Reiche, nach der Gottesherrſchaft für alle und über allem trachtet, und dem nun die wunderbare Freiheit von Sorge und Lebensangſt „hinzugetan“ wird, wie es Chriſtus allen verheißen hat, die für ſeine Sache ſtehen.

Es iſt tief bedeutſam, wenn Lukas (Kap. 11, 1—4) berichtet, daß Chriſtus ſeinen Jüngern das Reichsgebet gegeben habe als Mittel zur Ueberwindung einer Gebetskriſis, in die auch ſie hineingeraten waren. Darum muß es ſich auch die Frömmigkeit des heutigen Menſchen mit aller Deutlichkeit ſagen laſſen: wo das Trachten nach dem Reiche Gottes nicht da iſt, läßt ſich weder das perſönliche Gottvertrauen noch ſein wunderbarſter Ausdruck, das Gebet — das vertrauensvolle Reden des Kindes mit dem Vater — halten. Wenn nichts von einem Wollen des Reiches und ſeiner Gerechtigkeit für Alle den Beter erfüllt, dann verliert er bei ſeinem Tun das Bewußtſein der innern Berechtigung und damit jede Zuverſicht und Kraft. Wir ſagen noch einmal: *dieſe Gebetskriſis iſt gottgewollt.* Darum ſollen wir ſie weder verſchleiern noch entſpannen. Viel eher ſollen wir dazu helfen, daß ſie in ein akutes Stadium tritt.

Dieſe Verſchärfung der gottgewollten Gebetskriſis zu hintertreiben, das iſt eine der fragwürdigſten Leiſtungen, welche die Religion — und zwar in allen ihren Geſtalten, von den offiziellſten Kirchtümern bis zu den kleinen frommen „Gemeinſchaften“ — vollbringt. Sie iſt unendlich ſtolz auf die Mühe, die ſie ſich gibt, das individualiſtiſch-egoiſtiſche Gebet nicht ſterben zu laſſen. Sie nimmt auch ſeine zweifelhafteſten Formen in Schutz mit der Parole: „Verdirb es nicht, es liegt ein Segen drin.“ Die durch Chriſtus geſchehene Brandmarkung des Geplappers und des zur Schauſtellung der Frömmigkeit dienenden Gebetes findet in ihren Kreiſen keine Beachtung, wird überhaupt nicht mehr verſtanden. Man findet nichts Anſtößiges daran, daß das Gebet ganz offen und bewußt zur Demonſtration der Frömmigkeit benützt wird — trotz der ſtrengen und unmißverſtändlichen Worte Jeſu: „Wenn du beteſt, ſollſt du nicht ſein wie die Heuchler, die da gerne ſtehen und beten in den Verſammlungen und an der Oeffentlichkeit, damit ſie von den Leuten geſehen werden.“ Zur Eröffnung von Verſammlungen und vor Tiſche darf das Gebet nicht fehlen, denn auch wenn es in bezug auf ſeinen Inhalt und auf die innere Sammlung der Anweſenden noch ſo fragwürdig iſt, ſo leiſtet es doch den einen unzweifelhaften Dienſt, die Frömmigkeit zu demonſtrieren und ein Bewußtſein größeren geiſtlichen Reichtums zu verleihen, wobei der phariſäiſche Seitenblick auf die Nichtbetenden kaum je fehlt. Wir wollen durchaus nicht die Notwendigkeit der inneren Sammlung vor irgendeiner Ver-Sammlung verneinen. Aber vielleicht wären einige Augenblicke des Schweigens viel mehr und dabei weniger ſeelengefährdend als dieſes Reden, das ſich viel zu hemmungslos den Namen des Gebetes anmaßt, während es von Chriſtus mit der Bezeichnung „Geplapper“ belegt worden iſt.

Vielleicht empfindet jemand das Wort Demonſtration als ungerecht und möchte es durch „Bekenntnis“ erſetzt wiſſen. Wer vor den Menſchen die Hände faltet, der legt ein Bekenntnis ab, ſagt man. Aber uns ſcheint, daß in dieſer Behauptung die völlige Verkennung deſſen, was mit Bekenntnis gemeint iſt, zutage tritt. Bekenntnis iſt allerdings im Verhältnis zu Chriſtus und zu ſeiner Sache etwas vom Allerwichtigſten und Allerdringlichſten, aber nicht Bekenntnis zur Frömmigkeit, zur Kirchlichkeit, zur Religion, ſondern zu der lebendigen, kämpfenden, anſtößigen, von den Mächtigen verfolgten Sache Chriſti und ſeines Reiches.

Das Elend beſteht darin, daß alle religiöſen Worte und Begriffe bis hinauf zu den heiligſten und höchſten Namen ſo leer geworden ſind. Es ſollte doch eigentlich ſo ſein, daß das Bekenntnis zu Chriſtus vor allen, die es hören, eine Sache, ein Programm, ein höchſt aktuelles Wollen aufſteigen läßt. Statt deſſen iſt es nahezu nichtsſagend geworden. Was bedeutet es denn ſchon, wenn jemand kommt und ſagt, daß er an Chriſtus glaube. Ich wüßte mehr von ihm, wenn er ſich zu einem noch ſo beſchränkten Parteiprogramm bekennte. Daß der Name Chriſti eine neue Welt bedeutet, daß er den Angriff auf alles Unrecht, auf alle Unmenſchlichkeit, auf alle Unbrüderlichkeit, daß er das Ringen mit Schuld, Schickſal und Tod bedeutet, das ahnen die Menſchen nicht mehr, es bricht nicht mehr unmittelbar aus ſeinem Namen hervor. Und zwar iſt es tatſächlich ſo, daß die Bekenntnis- und Zeugniskraft der heiligen Namen innerhalb der kirchlichen und frommen Sphäre geringer iſt als in der weltlichen. Bei den geiſtlich Armen iſt immer noch eher etwas von der Einfachheit und Kindlichkeit vorhanden, die zum Ahnen der Größe und zur Ehrfurcht befähigt als bei den an den leeren Gebrauch der heiligen Worte Gewöhnten.

Die Heilung dieſer Krankheit kann nur darin beſtehen, daß wir die Sache über das Wortemachen ſtellen. Die Religion iſt dem Wortweſen verfallen. Wo der lebendige Gott iſt, da wird man der frommen Worte und Gebärden nicht mehr bedürfen. Das Reich Gottes will Realität ſein, nicht Form, nicht Kultus. Es iſt dann zu ſeiner Erfüllung gekommen, wenn es beim Blick auf das wirkliche Leben der Welt heißen darf:

> Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menſchen,
> ſie werden ſein Volk ſein, und er, Gott,
> wird mit ihnen ſein. (Offenbarung Johannes 21, 3.)

Paul Trautvetter.